Ein mysteriöses Kunststück.

Wie die Derwische des Morgenlandes gegen Mekka ziehen, so kommen die Zauberer des Occidents nach London, um ihren in noch guten Mannesjahren lebenden Propheten J. N. Maskelyne zu bewundern und von ihm zu lernen. Sein Tempel nennt sich „Englands Home of Mystery.“ Seine Hauptleistung greift auf den Ursprung der Jahrmarktshexerei, das Kopfabschneiden, zurück. Die Sache geht, wie die „Bresl. Ztg.“ mittheilt, in einer regelrechten, vortrefflich gespielten Posse vor sich. Mr. Maskelyne gibt den amerikanischen Arzt Dr. Bolus, der in seinem Ordinationszimmer den Farmer Screvins, dargestellt von dem vorzüglichen Komiker G. A. Cooce, empfängt, welcher sich über periodisches Kopfweh beklagt. Der Doctor untersucht den Bauernschädel und meint kopfschüttelnd, daß da eine eingehende innere Reparatur dringend nöthig wäre, zu derem leichterem Ueberstehen er dem Patienten eine trinkbare Narkose anbietet.

Der Ackersmann kostet den Trank und schüttelt sich. Er will, sagt er, die Operation lieber mannhaft und wachend bestehen, als das abscheuliche Zeug einnehmen. Der Doctor wählt hierauf wortlos ein großes funkelndes Messer aus dem Schrank, prüft es auf seine Schärfe, indem er der Länge nach ein Stück Papier und dann auch ein dem Bauer ausgerissenes Haar durchschneidet. Dann legt er dem Patienten ein Handtuch um die Brust, streift die Hemdärmel bis über die Ellbogen auf und stürzt sich im großen medicinischen Fanatismus mit dem blanken Messer auf sein Opfer, das ihn schreiend von sich hält. „Ja, mein lieber Mann,“ sagt der Doctor, „wenn Sie Furcht haben, dann müssen Sie trinken.“ Zähneklappernd entschließt sich der Kranke zur Narkose, worauf ihm Dr. Bolus den Höllenbrandy hinabgießt. Der arme Teufel ächzt und stöhnt, murmelt noch ein paar Flüche und schläft dann sanft auf dem Stuhle ein. Nun ertönt düstere Musik, der Doctor prüft noch einmal die Schärfe des großen, fürchterlichen Amputationsmessers.

Dann geht er mit ihm gerade auf den schlafenden Menschen los und schneidet diesem langsam mit den gräßlichsten Säbelbewegungen den Kopf ab. Man sieht das Messer durch den ganzen Hals dringen, das vorgebundene weiße Tuch färbt sich roth, der Kopf wird bleich und bleicher und verzerrt sich, die Augen öffnen sich mit dem Ausdruck unsäglichen Schmerzgefühls, und dann hat der Doctor den Kopf in der Hand und stellt ihn auf den Tisch. Auf dem Stuhle bleibt der noch zuckende Rumpf sitzen. —

Jetzt überkommt den Arzt das Bewußtsein, keine Operation, sondern einen Mord vollführt zu haben. Einmal so weit, sucht er aus der Sache Nutzen zu ziehen, durchsucht die Taschen des enthaupteten Bauers und findet einen Beutel Gold. Der Kopf auf dem Tische aber sieht Alles mit an und schneidet komische Grimmassen und blinzelt pfiffig mit den Augen, was dem entsetzten Publikum wieder etwas Behagen einflößt. Nun heißt es den Körper fortschaffen. Den Kopf will der blutgierige Forscher zu einem Präparate behalten.

Der Neger des Doctors wird beauftragt, eine große Kiste herbeizuholen. Der Schreck des Niggers beim Anblick der Scene belustigt die Zuschauer vollends. Der Rumpf wird in die Kiste gelegt und Herr und Diener gehen ein wenig hinaus, um zu sehen, ob die Luft rein ist. Während dessen steigt der Rumpf des Farmers wieder aus der Kiste und stellt sich seinem Kopf gegenüber, welcher zu sprechen anfängt: „So müssen wir uns wiedersehen!“ Der Rumpf begnügt sich damit, traurig mit den Armen zu gestikuliren. Dann greifen die Hände nach dem Kopfe und nehmen ihn an sich. Sein abgeschnittenes Haupt zärtlich an's Herz gedrückt, geht der arme Bauer dann seiner Wege, worauf der Mörder und sein Diener eintreten, um die Kiste wegzuschaffen, und erleichtert zurückkommen, um bei einer Flasche Whisky die Furcht und Gewissensbisse zu verschwatzen. Der Enthauptete aber, der wohl verschlossene Thüren gefunden, kommt wieder zurück und jagt die Beiden in die Flucht. Er setzt sich selbst, das eigene lebende Haupt noch immer auf dem Arme tragend, an den Tisch, und es folgt nun die wahrhaft rührende Sterbescene mit einem von dem Kopfe gesprochenen letzten Vermächtniß unter Musikbegleitung. Die Stimme wird schwächer, der Kopf ganz fahl, der Rumpf streckt die Glieder, und endlich ist Alles aus, der Vorhang fällt.

— **Die kleine Else** saß mit ihrer Mutter im Eisenbahnwagen. Der Hausarzt fuhr dieselbe Strecke und setzte sich zu ihnen. Nach einer Weile fragte er, ob er rauchen dürfte, was ihm bereitwilligst zugestanden wurde. Einige Tage darauf sprach man von einer Verordnung des Arztes und die kleine Else bemerkte: „Ach, der Doctor versteht ja gar nichts.“ — „Aber Else! Wie kannst Du das sagen?“ — „Na, er weiß ja nicht einmal, ob er rauchen darf; er hat erst die Mama fragen müssen!“

— **Verrathen.** Er: Sag an, mein süßes Täubchen, hast Du schon je geliebt? Sie: Ich wußte nicht, was Liebe sei, bevor ich Dich gesehen! Er: Willst Du die Treue bis zum Tode mir geloben? Sie: Ich werde ewig nur allein Dich lieben. Er: Wie munden Dir die Küsse mein? Sie: So feurig hat noch keiner mich geküßt!

— **Er weiß Bescheid.** Gefängniß-Director: „Wir werden uns hoffentlich an diesem Orte nicht mehr wiedersehen!“ — Entlassener Sträfling: „Ich denke auch nicht, das nächste Mal werde ich wohl Zuchthaus kriegen!“

Beim Photographen.

Pariser Skizze. Von Manchecourt.

Personen:

Baron d'Emble, 21 Jahre.

Herr Romeo, 45 Jahre, blond, ein veritabler Weltmann, sieht ganz und gar nicht wie ein Photograph aus.

Ein Gehilfe.

Fräulein Olga.

Schauplatz: Beim Photographen Romeo, Boulevard Malesherbes, ein hallenartiges Atelier, sehr malerisch, sehr phantastisch eingerichtet, Gegenstände aus aller Herren Länder hängen und stehen umher. Vorzüglichster Geschmack in der Decoration.

I.

Baron d' Emblee (hereinkommend und sich an den Gehilfen wendend): Herr Romeo?

Der Gehilfe: Er hat soeben eine Consultation, mein Herr.

Baron d'Emblee: Kann ich ihn nicht sprechen?

Der Gehilfe: Ist der Herr zu einer Audienz angemeldet?

Baron d'Emblee: Nein, aber ich wünschte....

Der Gehilfe: Wenn der Herr nicht angemeldet ist, glaube ich nicht, daß ihnHerrnRomeo.... Dürfte ich vielleicht um Ihren Namen bitten?

Baron d'Emblee überreicht seine Karte....

Der Gehilfe (liest sie und lächelt höflicher(: Ah, natürlich, den Namen des Herrn kenne .... Bitte, warten Sie, ich werde Herr Romeo verständigen.

Baron d'Emblee Famos, dieser kleine junge Mann....

II.

Herr Romeo: Entschuldigen Sie, mein Herr.... aber vor Allem nehmen Sie Platz.

Baron d' Emblee: Ich danke. Also — ich habe jüngst Photographien meines Vetters d' Anglevieux gesehen, die mir außerordentlich gefielen. Sie waren von Ihnen. Das bestimmte mich....

Herr Romeo: O, erwähnen Sie diese Bilder nicht, im Gegentheil, sie genügen mir gar nicht; Herr d'Anglevieux ist ein Rebell. Seine Häßlichkeit ist eine von den unverbesserlichen... Nein, nein... Und dann.... kurz und gut, er gehört zu den Persönlichkeiten, die es nur ihrer Geburt und ihrem gesellschaftlichen Milieu zu verdanken haben, daß ich sie photographire.... Verzeihen Sie mir diese Offenheit.... aber sobald es sich um Kunstfragen handelt, kann ich nicht lügen.

Baron d'Emblee: Diese Eigenschaft ehrt Sie; übrigens, schön ist mein Cousin nicht, das stimmt.

Herr Romeo: Es soll damit nicht gesagt sein, daß seiner Gestalt gar nichts abzugewinnen wäre, aber was ihn für die künstlerische Darstellung vollständig unbrauchbar macht, ist, daß seinen Manieren der individuelle Stil und Schwung fehlt. Sie verstehen mich, nicht wahr?

Baron d'Emblee: Ich glaube wirklich......

Herr Romeo: Daran liegt Alles: Das Gesicht ist nichts an einem Porträt. Zur Noth könnte man es ganz entbehren. Man muß ein Bild beurtheilen können, und wenn es gar keinen Kopf hätte und beim Anblick des enthaupteten Rumpfes sofort rufen: „Aber das ist ja der Herr So und So!“ Wenn ich Ihnen sage, daß ich nur den Nacken mancher Frau photographirt habe.... ich werde sie Ihnen zeigen .... beim ersten Anblick werden Sie das richtige Monogramm ihrer Eigenthümerin zu nennen wissen.

Baron d'Emblee: Ich möchte....

Herr Romeo: Ja, was die Photographierkunst betrifft, sehen Sie, da gibt es in Paris ein halbes Dutzend solcher Verbrecher, die Wahnsinniges produciren. Gegen die Aehnlichkeit sage ich nichts! — aber was sagt diese für sich allein? Der wahre Photograph, der künstlerische Photograph, was ich unter einem Photographen verstehe, der liefert keine ähnlichen Bilder! Niemals! Das paßt für die Malerei mit ihrer trockenen, harten, unfehlbaren Genauigkeit, sie ist der Tod der Kunst. Aber ich, ich reproducire nicht, — ich offenbare....

Baron d'Emblee: Ich möchte bitten....

Herr Romeo: Ich sage es immer und immer wieder. Noch gestern....

Baron d'Emblee: Erlauben Sie, mein Herr....?

Herr Romeo: Entschuldigen Sie, ich glaube, Sie wollen etwas mit mir besprechen?

Baron d'Emblee: Ja, welche Form der Bilder würden Sie mir rathen? Wie erscheine ich Ihnen?

Herr Romeo: Wie alt sind Sie?

Baron d'Emblee: 29 Jahre.

Herr Romeo: Sie haben noch Ihre Eltern?

Baron d'Emblee: Gewiß...aber...

Herr Romeo: Geduld, und antworten Sie mir, ich bitte sehr, ohne Umschweife! Wünschen Sie die Bilder für sich? für Ihre Familie? für Ihre Freunde? für eine Freundin? für Paris oder für die Provinz? Diese Fragen sind unerlaßlich.... Wenn sie mir nicht beantwortet werden, tappe ich im Dunkeln.

Baron d'Emblee: Sie sind für eine Freundin bestimmt.

Herr Romeo (mit einem Lächeln der Befriedigung): Das hatte ich erwartet und errathen.

Baron d'Emblee: Errathen? Woran?

Herr Romeo: An Ihrer Kravatte und an Ihren Augen.

Baron d'Emblee: Sie sind ein Hellseher.

Herr Romeo (mit feinem Lächeln): Ich bin ein wenig Menschenkenner. Nichts weiter.

Baron d'Emblee: Großartig!

Herr Romeo: Eine letzte Frage. Dieses Bild für — Ihre — Freundin, dient es einem ersten Auftreten, also einer Anknüpfung — oder figurirt es in den Schlußvorstellungen? Soll es die Gefühle fördern oder dämpfen? Soll es eine aufkeimende Neigung bestärken oder nur die Erinnerung nach einem Bruche verklären? Das Alles zu wissen ist von großer Wichtigkeit.

Baron d'Emblee: Ich bin erstaunt, mein Herr.... Ich habe schon lange nicht gebeichtet....

Herr Romeo: Fassen Sie sich und antworten Sie mir.

Baron d'Emblee: Es ist für ein Gefühl, das am Auslöschen ist — in kurzer Zeit.

Herr Romeo: Hm! Ich danke Ihnen — ich brauche Sie weiter nicht zu versichern, daß Verschwiegenheit für mich....

Baron d'Emblee: Wissen Sie jetzt genug?

Herr Romeo: Alles, mein Herr, ich weiß Alles.

Baron d'Emblee: Und das, was mar Ihnen nicht sagt....

Herr Romeo: Errathe ich.

Baron d'Emblee: Kommen wir jetzt, bitte, auf unser Geschäft zurück.

Herr Romeo: Finden Sie es unrecht, daß ich Sie so ausgefragt habe?“

Baron d'Emblee: Das nicht, ich...

Herr Romeo: Es gibt so feine Unterschiede in meiner Kunst, daß, wenn ich nicht rechtzeitig unterrichtet bin, große Irrthümer den Erfolg aufs Spiel setzen. Zum Beispiel, betrachten Sie den Fall der Heirath. Ein junger Mann stellt sich mir vor und sagt: „Mein Herr, ich möchte ein Dutzend Bilder, Visitenkarten- oder Kabinetformat, es ist für eine Heirath.“ Sofort halte ich ihn fest und frage: „Sie entschuldigen, 1) handelt es sich um eine Liebes- oder eine Verstandes-Heirath? 2) wem soll das Bild geschickt werden? 3) ist's vielleicht — mir können Sie das sagen — eine Heirath, von der Sie gern zurücktreten möchten? mit einem Worte: wollen Sie gefallen oder abschrecken?“ Hat er sich mir dann anvertraut, so besitze ich meine Richtschnur. Wenn er darauf hält, der Verlobten, wie den Eltern, einen großen Eindruck zu machen, so setze ich ihn würdig in den Stand, genau der Auskunft entsprechend, die er mir selbst über die Familie gab (für jeden Beruf und für jedes Verhältniß müssen Stellung, Ausdruck, Auffassung ganz andere sein). Wenn, wie ich schon vorher erwähnte, eine Vereinigung geplant ist, die gegen das Herz des jungen Mannes geht, die ein despotischer Vater erzwingen will, u. s. w. u. s. w., dann mache ich das Bild schrecklich (nicht abscheulich, das überschritte das künstlerische Maß) — ein freches Auge, ein müdes, abgelebtes Gesicht, ein Etwas in dem ganzen Wesen, das innerhalb fünf Minuten die künftigen Schwiegereltern abschreckt. Ja, ich kann behaupten, daß ich manche Heirathen gestiftet und manche vereitelt habe. Aber weder die Einen, noch die Anderen sind dadurch glücklicher geworden.

Baron d'Emblee: Wollen Sie mich sitzend oder stehend aufnehmen?

Herr Romeo: Das ist reiflich zu überlegen. Wie ich mich zu der Heirath stelle, so auch zum Todesfalle. Jeden Tag kommt es vor, daß Kunden, die wohl wissen, daß ich alle meine Platten aufbewahre, Bilder von Freunden oder Verwandten, die sie verloren haben, nachbestellen. Ich sage ihnen jedes Mal: Welche Sorte wollen Sie? Ein Bild, das den Abschiedsschmerz neu hervorruft oder eins, das leichter vergessen macht?

Baron d'Emblee: Könnten Sie mich nicht gleich bedienen, mein Herr? Ich bin etwas eilig....

Herr Romeo: Sofort! (Er schellt, fährt fort zu reden, Niemand kommt.) Es ist auch eine der Verirrungen unserer Zeit, daß man sich nur alle zehn Jahre photographiren läßt, ein Zwischenraum, wie beim Impfen. Das ist dann immer gleich ein Ereigniß, ein feierlicher Akt.... Welch' eine Thorheit! Ein Bild solcher Art, — wenn Sie es nach 6, 7 Jahren einem Freunde geben, — wie soll man Sie erkennen? Sie hatten Zeit, sich zu verändern. Bedenken Sie doch, wir altern in fünf Minuten! Man sollte sich — ich hoffe, soweit kommt es noch — zu jeder Stunde photographiren lassen, bei jeder glücklichen, unglücklichen, eigenthümlichen, ernsten, traurigen, komischen, sentimentalen Gelegenheit, in allen Thätigkeiten, Ereignissen, Beschäftigungen dieses Lebens, stehend, liegend, bei Tisch, im Bett....

Baron d'Emblee: Auch ohne Toilette?

Herr Romeo: Auch ohne sie. Und dann schreibend, lesend....und bestimmte Autoren lesend, der Gesichtsausdruck ist bei Monpassant, Bourget oder Delpit ein ganz verschiedener, — Musik hörend, und seine bestimmte Musik, Parfüms einathmend, und ganz bestimmte Parfüms, essend, trinkend, im Sonnenschein oder im Regen spazieren gehend. Und dann, wenn Ihnen ein Anzug gut steht, dann — aus Vergnügen — eins, zwei, ein Versuch, wie wenn man eine Cigarette raucht.

Baron d'Emblee: Bitte, schellen Sie noch einmal, man kommt nicht.

Herr Romeo: Man kommt sofort. (Er schellt wieder.) Und dann, wie man seine persönlichen Eindrücke niederschreibt, wie man ein Tagebuch führt, so wird man alle diese Versuche, die ich „Zustände“ nenne, im Sinn von „Seelen-Zuständen“, denn sie geben diese wieder, binden lassen und zwar mit dem Datum, mit einer Zeile, welche der Stimmung dem jeweiligen flüchtigen Gefühl, das jedes einzelne Bild zurückruft, entspricht. Und später besitzt man auf diese Weise den ganzen Menschen, wie er im Leben war, unter den tausend verschiedenen Eindrücken, mit tausend besonderen für die gewöhnlichen Sterblichen unfaßbaren Schattirungen, die man aber durch die erworbene Uebung vom Augenblick an erkennt. Welche ganz verschiedene drei „Zustände“, ein Mann am Morgen seiner Hochzeit, am Tage desselben, und am Morgen nachher! Ach, welche anziehende Sammlung würde das sein! Man hätte sie stets in seiner Nähe, und auf diese Weise erlebte man immer wieder seine Vergangenheit. Ich ließe auch die Möbel, die uns gefallen, die Sitze, die uns zusagen, die Blumen, die man mir schenkt und die geschmackvoll in der Vase blühen, die Thiere, die uns lieben, photographiren... Weshalb hat das noch Niemand empfunden? Darüber bin ich wirklich erstaunt...

Baron d'Emblee: Erstaunt? .... ich auch. Aber Ihre Schelle scheint nicht zu gehen.

Herr Romeo: Wir werden gleich sehen (er drückt an einem zweiten Knopf). Und da ist auch der Ball! Auf dem Ball, beim Tanzen, erfaßt Einen nicht stets so ein „Zustand“? Ja, weshalb findet die Photographie nicht in allen Salons offene Thüren? weshalb ist sie nicht die Königin des Cotillons? Aber nein, sie behängen ihren Frack mit einer Unmenge Firlefanz, mit Orden, Sternen und Schellen und erinnern in diesem papiernen Schmuck an einen spanischen Maulesel. Glauben Sie nicht, daß der junge Mann, wie das junge Mädchen, die sich ein paar Stunden im sanften Liebesspiel nahe standen, nicht glücklicher wären, ihr Bild auszutauschen?

Fräulein Olga (in der Thür erscheinend): Sie haben geschellt?

Baron d'Emblee: Jawohl, schon zweimal.

Herr Romeo (zu Frl. Olga): Einen Moment, Mademoiselle; ich bin beschäftigt. (Frl. Olga ab.)

Baron d'Emblee: Ich bitte sehr um Entschuldigung, aber....

Herr Romeo: Gleich bin ich fertig. Ein Wort über die Verliebten und ich schließe. Mit meinen „Zuständen“...

Baron d'Emblee (mit den Füßen stampfend, beiseite): Der Teufel hole ihn mit seinen „Zuständen“!

Herr Romeo: Mit meinen „Zuständen“ brauchten sich Verliebte nicht mehr zu schreiben. Welche Reize das hätte, sich täglich während einer Trennung einen „Zustand“ zu schicken; einen „Zustand“, der ganz kurz sagen würde: „Hier ist mein letztes, mein allerneuestes Bild.... So sah ich aus, als ich an Dich dachte!“ Uebertrüfe das nicht den besten und zärtlichsten Brief? Und wenn man sich entzweit, schreibt man einfach: „Mein Herr, schicken Sie mir meine „Zustände“ zurück....“ Da kommt mir noch ein anderer Gedanke.

Baron d' Emblee: Das ist doch zu viel, nein, nein. (Er schellt selbst und läßt den Finger so lange auf dem Knopf liegen, bis Fräulein Olga erscheint.)

Herr Romeo: Ich sehe, Sie haben Eile, ich möchte nicht lästig fallen....

Baron d'Emblee: Ich erlaube mir nur, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie seit einer Stunde sprechen und daß diese Zeit gewiß für die Aufnahme von fünfzig „Zuständen“ meiner werthen Person hingereicht hätte.

Herr Romeo. Oh, Pardon, mein Herr, Pardon, der Gegenstand riß mich fort.... An welchem Tage können Sie kommen?

Baron d'Emblee: Mittwoch früh.

Herr Romeo: Schön, mein Herr.

Fräulein Olga: Nein, Mittwoch ist's nicht möglich. Die Familie Lesseps ist vorgemerkt und kommt von früh 7 bis Abends 5 Uhr.

Baron d'Emblee: Dann Donnerstag im Laufe des Tages?

Herr Romeo: Ja, um 2 Uhr, denn um 3 kommt Prinz Raylan.

Baron d'Emblee: Einverstanden. Donnerstag um zwei Uhr. Guten Tag, mein Herr....

Fräulein Olga: Mein Herr....

Herr Romeo: Mein Herr....

Baron d'Emblee (die Treppe hinabsteigend): Donnerwetter noch einmal! Wenn der nur zur Aufnahme seiner Bilder nicht ebenso viel Zeit braucht, wie zu seinen Vorreden!....

— **Von Peter Feodorowitsch,** dem späteren Zaren Peter III. und Gemahl der Kaiserin Katharina II., deren Geschichte von Professor L. v. Bilbaß in der Uebersetzung von M. v. Pezold unlängst erschienen ist, erzählt das genannte Werk: Im Jahre 1755, als der Großfürst Peter schon 28 Jahre alt war, „bestand seine liebste Beschäftigung im Spiele mit einer Menge kleiner Puppen — Soldaten aus Holz, Blei, Stärkemehl und Wachs, welche er auf langen, schmalen Tischen aufstellte, die das Zimmer füllten, so daß man sich kaum zwischen denselben durchdrängen konnte. Er hatte längs den Tischen schmale Messinggitter angenagelt und Schnüre an dieselben angebunden; wenn er an der Schnur zog, gaben die Gitter einen Ton von sich, der ihn an ein Peletonfeuer erinnerte.“ Mit großer Genauigkeit beobachtete er alle Hoffeste, an welchen er seine Regimenter Freudenschüsse abgeben ließ. Jeden Tag führte er Patrouillen herum und hob einige Puppen heraus, welche die Rolle von Wachtposten spielen mußten, wobei er stets in voller Uniform, in bottes fortes, Sporen und Schärpe erschien. Die Lakaien, welche von ihm gewürdigt wurden, bei diesen Exercitien zugegen zu sein, waren verpflichtet, in voller Uniform zu erscheinen.

— **Falsche Bezeichnung.** — Ehemann: Da bei meine Frau gestern 8 Tassen Kaffee getrunken, 20 Sorten Kuchen probirt, den Mund wie eine Klappermühle laufen lassen und 5 Stunden hintereinander getanzt und wie wir heimkamen, bekam ich eine dreiviertelstündige Gardinenpredigt. — Und dabei rechnet die sich zum schwachen Geschlecht!

Eine Fahrt in das Somali-Land.

Von Bernard W. Weiler.

Vor einigen Jahren besuchte Herr Menges mit seiner Somali-Karawane die größeren Städte Europas und als auch ich dieselbe in dem zoologischen Garten zu Frankfurt a. M. besichtigte, hatte ich keine Ahnung, daß ich so bald Gelegenheit haben sollte, diesen braunen Herren meinen Gegenbesuch in ihrem Lande machen zu können. Inzwischen hat mein Beruf als Einkäufer von Rohwaaren für ein englisches Import-Geschäft mich für längere Zeit hierher nach Aden verschlagen, von wo aus ich vor Kurzem einen Ausflug nach der Somali-Küste zu unternehmen hatte. Für viele meiner Landsleute, welche die Somali-Karawane gesehen haben, dürfe es nicht ohne Interesse sein, Einiges über die Heimath des Völkerstammes zu erfahren.

In Aden bilden die Somali einen sehr großen Theil der Bevölkerung. Schon bevor ich auf meiner Reise von Europa nach Arabien an das Land kam, machte ich bereits die Bekanntschaft vieler kleinen Somali-Knaben im Alter von 4 bis 10 Jahren, welche in kleinen Booten in die Nähe unseres Dampfers ruderten, um uns ihre große Kunstfertigkeit im Tauchen zu demonstriren. — Sie riefen anhaltend „hab e deibs“ (have a dive) „a la mer“, „ho ho hu hu ha ha,“ eine Aufforderung an die Passagiere, kleine Geldstücke in das Meer zu werfen. Wir kamen dieser uns durch das Schiffspersonal verdolmetschten Einladung nach, und die Kerlchen holten alle Münzen wieder herauf; sie blieben dabei mehrere Minuten im Wasser verschwunden, ja sie schwammen sogar unter unserem tiefgehenden Dampfer weg. Merkwürdig ist, daß die Haifische, an denen im Hafen kein Mangel ist, den kleinen Burschen nur selten zu Leibe gehen. Allerdings war einer unter ihnen, welchen ein solches Seeungeheuer eines Beines beraubt hat; auch der taucht aber trotzdem munter weiter; er tröstet sich mit: „Allah la“ (Allah hat es gewollt), es war sein Kismet.

Die Somali sind nämlich strenggläubige Muhamedaner. Sie besitzen meist eine schöne, große Figur; auch ihr Gesicht ist hübsch zu nennen. Von einer gewissen Intelligenz zeugt ihr großes Sprachtalent. Die Küstenbewohner sind fast alle des Arabischen, Indischen und auch ein wenig des Englischen mächtig. Die Hautfarbe ist dunkler als die der Araber, aber nicht so „kohlenpechrabenschwarz“ wie diejenige der eigentlichen Neger, von welchen sich der Somali auch schon durch die nicht platte, richtige Adlernase und durch das weiche, leicht gelockte, tiefschwarze, nicht wollige Haar unterscheidet. — Letzteres hängt, wenn der Kopf nicht glatt rasirt ist, lang herunter und wird mit Kalk beschmiert. — Der erwachsene Mann trägt meistens einen Vollbart. Eine Kopfbedeckung wird selten an ihm gesehen, auch die sonstige Toilette ist höchst einfach. Früher bestand sie in einem Fell, jetzt wird ein grobes, langes, weißes Tuch in geschmackvollen Falten um den Körper geschlungen. — Nur die rechte Schulter und der Arm an dieser Seite bleiben frei, damit mehr Beweglichkeit zum Speerwurf vorhanden ist, in welchem der Somali eine wunderbare Fertigkeit besitzt. — Die Frauen sind größtentheils hoch gewachsen, stark entwickelt und viele haben ein recht schönes Angesicht, das sie im Gegensatz zu anderen Muhamedanerinnen unverschleiert profanen Blicken zeigen.

In Aden sieht man den Somali niemals schwere Arbeit verrichten. Kohlenträger, Caolis (Tagelöhner) und Handwerker sind ausschließlich die fleißigen Araber, während die Herren Somalis lieber müßig herumlungern und das Wenige, dessen sie zum Leben benöthigen, durch kleine Dienste, die sie den Durchreisenden erweisen, oder als Fremdenführer und Dolmetscher verdienen, bezw. erbetteln.

Bei uns in Europa ist ein Vater, der mit einer größeren Anzahl von Töchtern gesegnet ist, in der Regel gewiß nicht zu beneiden. Anders bei den Somalis. Die Schwiegersöhne müssen ihre Gemahlinnen den Eltern für schweres Geld abkaufen. Dafür geht die Frau als unbedingtes Eigenthum in den Besitz des Mannes über, der sie fast wie eine Sklavin behandelt. Die Hochzeit wird bei vermögenden Leuten sehr festlich begangen. Es findet ein großer Umzug durch die Straßen statt mit Pechfackeln und Feuerwerk. Der Bräutigam reitet auf einem Maulesel mit verhülltem Gesicht und bedeckt von einem großen bunten Schirm. Er wird begleitet von den Verwandten, insbesondere von dem Vater und den Brüdern der Braut; die letztere bleibt jedoch merkwürdigerweise zu Hause. Außerdem errichtet man große Doppelhütten aus Matten, für Männer und Weiber getrennt, dort wird dann eine ganze Woche lang musicirt, und getanzt.

Die Musik ist natürlich keine Straußsche und der Tanz kein deutscher Walzer oder eine Française: man paukt vielmehr eintönig stundenlang auf Marterinstrumenten herum und hüpft dabei vorwärts und rückwärts bis zur Bewußtlosigkeit. Die Gäste bei einer solchen Hochzeit haben ein kleines Geschenk in Baarem als Eintritt zu entrichten; das junge Paar macht daher oft ein recht gutes Geschäft mit der Festlichkeit.

Der Somali hat in der Regel nur eine Frau, Vielweiberei ist selten; dennoch liebt er die Abwechselung: die Ehe wird oft nach kurzer Dauer durch Priesterspruch gelöst. Es findet dabei eine gütliche Auseinandersetzung statt: die Frau erhält die Töchter, und, wenn vorhanden, auch etwas baares Geld oder Vieh; ferner gibt man ihr für etwaige Wiederverehelichung ein Zeugniß, worin verzeichnet ist, mit wem und wie lange sie verheirathet gewesen, wie sie sich während des Ehestandes betragen hat und weshalb die Scheidung stattfand. Selbstverständlich ist bei diesen Zuständen der Familiensinn nicht stark entwickelt; die Kinder werden schon frühe aus dem elterlichen Hause weggesandt und müssen zusehen, wie sie sich allein weiter durchbringen können.

Nachdem ich durch meinen Aufenthalt in Aden die Somali-Neger ganz genau kennen gelernt hatte, führten Geschäfte mich vor Kurzem auch in das Land dieses Völkerstammes. Der kaum 60 Tonnen große Dampfer, der mich als einzigen sogenannten Salon-Passagier dorthin bringen sollte, verließ den Hafen gegen Sonnenuntergang. Kabinen gab es keine an Bord, ich mußte mich daher auf Deck mitten unter den Eingeborenen, die in großer Zahl meine Reisegefährten waren, so bequem, als unter diesen Umständen möglich, für die lange Fahrt einrichten. — Die ganze Nacht dampften wir die südarabische Küste entlang. Nichts als kahle Felswände bildeten die Aussicht. Morgens erreichten wir die kleine Insel Perim, nahe dem Cap Bab-el Mandeb, an der engsten Stelle zwischen Arabien und Ostafrika gelegen.

Die Insel besitzt einen ausgezeichneten Hafen und hat großen Werth als Kohlenstation, die Franzosen wollten sie seiner Zeit besetzen und hatten eine Flotte mit der Besitzergreifung betraut; die Engländer bekamen jedoch Wind von der Sache, entsandten schnell ein Panzerschiff und die französischen Schiffe fanden bei ihrer Ankunft bereits die englische Flagge gehißt.

Nach kurzem Aufenthalt in Perim, dessen Bevölkerung aus wenigen hundert Arabern und Somalis, sowie etwa 30 Europäern besteht, fuhren wir die ostafrikanische Küste entlang, südlich am Golfe von Tedjura vorbei, nach Zaila. Die Einfahrt in den Hafen dieser Somali-Stadt ist sehr gefährlich, denn er ist von Sandbänken und Riffen umgeben und ohne irgendwelche Lichter; die Kapitäne nähern sich deshalb nur bei Tag. Die Schiffe müssen weit entfernt vom Lande ankern, so daß man ungefähr eine Stunde weit Ruderboote benützen muß, ehe man dem Trockenen so nahe kommt, daß man, in einem Tragsessel dahin befördert werden kann.

Die Wichtigkeit von Zaila liegt darin, daß es der Hafen von Harrar, sowie des größten Theiles von Abessinien ist. — Die Küste ist flach, sandig und unbewachsen, doch erheben sich etwa 50 Meilen (engl.) landeinwärts hohe Gebirge mit reichlichem Wasser und in üppiger Vegetation prangenden Hochplateaus. Der Reichthum an wilden Thieren hat in den letzten Jahren viele englische Jagdexpeditionen hierher veranlaßt, die große Beute an Löwen, Leoparden, Elephanten, Wildesel, Gazellen, Straußen u. s. w. erzielten.

Zaila besteht zum größten Theil aus armseligen Hütten von Holzstäben mit Matten überdeckt; während der Regenzeit muß der Aufenthalt in ihnen nicht gerade angenehm sein. Steinerne Häuser gibt es annähernd 30, Kaufleuten gehörend, ferner das Gouvernements-Gebäude, ein Zollhaus und ein „Bungalo“, welches die Regierung den Fremden zur Verfügung stellt. Außer dem Residenten wohnen nur wenige Europäer dort, an anderen Ortschaften der Küste auch, wenige indische und arabische Kaufleute. — Die Eingeborenen sind arm: ihre Habe bilden Ziegen, Schafe, Kameele und kleine, aber stark gebaute, ausdauernde Pferde.

Hinter den letzten Häusern von Zaila, am Beginn der sich bis an das Gebirge erstreckenden Sandwüste, befindet sich eine Art Festung mit kleiner indischer Garnison und einem Lazareth, worin ein eingeborener Medizinalbeamter seines Amtes waltet. Dort sind Wasser- und Eßvorräthe für lange Zeit aufbewahrt, und dorthin ziehen sich auch bei den öfters sich ereignenden Aufständen alle Europäer zurück. — Zwischen den einzelnen Somali-Stämmen finden fortwährend Kämpfe statt. Die Krieger benutzen keine Feuerwaffen, sondern den Speer; auch entsenden sie vergiftete Pfeile, wie sie sie gegen die Raubthiere verwenden. Die verschiedenen Stämme sind klein an Zahl; sie wählen sich einen klugen Mann als Chef, d. h. Priester und Richter.

Unser Schiff verließ Abends den Hafen von Zaila und fuhr die Nacht hindurch in südöstlicher Richtung die sandige Küste entlang, bis wir in der Frühe Bulhar erreichten. Dort existirte kein Hafen; das Schiff mußte daher im offenen Meer Anker werfen und das Landen war bei bewegter See ungemein schwierig. Einige Wellen waren so liebenswürdig, über unser Ruderboot zu schlagen, und völlig durchnäßt wurde ich schließlich in einem Tragsessel an das Land getragen. Buthar existirt noch nicht lange als eigentliche Stadt. Vor etlichen Jahren errichteten die in der kühlen Jahreszeit dorthin kommenden Karawanen leichte Hütten, welche dann im Sommer, bevor die Regen- und Sandstürme an der Küste ihr Wesen trieben, wieder abgerissen wurden. Nach und nach errichtete man jedoch etwas festere Hütten, und heute ist schon eine ständige Bevölkerung von tausend Somalis dort, Häuser von Steinen gibt es aber immer noch nicht; der einzige dort lebende Europäer, der Resident, wohnt ebenfalls in einem kleinen, mit Matten bedeckten Holzbau. Eine kleine indische Garnison, ein Hospital mit indischem Doktor sowie ein Gefängniß sind auch hier vorhanden. Charakteristisch an Buthar ist der feine rothe Sand, welcher Alles in dieser Farbe erscheinen läßt, sogar die Kleidung der Eingeborenen, die in sandhaltigem Wasser gewaschen wird

Nach Erledigung meiner Geschäfte begab ich mich wieder an Bord, was mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war. Das Schiff nahm östlichen Cours nach Berbera, dem wichtigsten Hafen der Somaliküste, woselbst wir nach fünfstündiger Fahrt anlangten. — Der Hafen von Berbera ist vollkommen geschützt, mit Leuchtthurm versehen und so tief, daß die Schiffe direkt an einem von der englischen Regierung erbauten eisernen Pier anlegen können. — Hier sieht es denn auch wohnlicher aus. Etwa fünf Minuten vom Ufer entfernt erblickt man die Regierungsgebäude, die Häuser des Residenten, Oberingenieurs, Zollinspektors, der Somaliküste, eine Kaserne und ein Lazareth, ferner ein Haus, welches die Regierung für fremde Besucher bereit hält.

Vom Gebirge her erhält man ausgezeichnetes Trinkwasser, eine Seltenheit hier zu Lande; es wird in mächtige Bassins herabgeleitet. Dieser Reichthum an Süßwasser hat es ermöglicht, einen schönen, mit Palmen bewachsenen Garten anzulegen, der wunderbar gegen die ganze kahle Küste absticht. Bis zur Stadt Berbera muß man 20 Minuten durch tiefen Sand waten. Auch die regelmäßig angelegten Straßen sind sandig. Die Wohnräume sind nur zum kleineren Theil aus Steinen gebaut, zum größeren Hütten. Vor der Stadt ist für die oft bis zu 800 Kameelen starke, aus dem Innern kommenden Karawanen eine Karawanserei eingerichtet, außerdem ein Zollhaus für die vom Innern anlangenden Güter.

Die ganze enorme Küstenstrecke, östlich um Kap Quadafin herum bis südlich zum zweiten Grad nördlicher Breite, ist von Somalistämmen bewohnt, die nomadenartig umherziehen. Das Somaliland wurde im Jahre 1875 von den Egyptern besetzt, infolge des Aufstandes Arabi Pascha's jedoch wieder verlassen. Hierauf folgten ständige Unruhen, was die Engländer 1884 veranlaßte, einige Kriegsschiffe herzusenden und die wichtigsten Hafenplätze zu occupiren. Seit jener Zeit ist die Civilisation ständig im Fortschreiten begriffen, so daß das Land zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Schon heute werden die Kosten zur Verwaltung der Küste von dieser selbst durch 1 pCt. Eingangs- und 1 pCt. Ausgangszoll von allen land- und seewärts kommenden und gehenden Gütern bestritten.

Mein Aufenthalt in Berbera währte mehrere Tage. Nach rührendem Abschied von meinen neuen Somali-Freunden brachte mich unser Schiff in 20 Stunden wieder nach Aden zurück.

Von den Beduinen.

Bezeichnend für die Eigenart der Beduinen ist folgendes kleine Bild, das Heinrich Brugsch in seinem von der „Voss. Ztg.“ mitgetheilten Berichte über einen Ritt nach der Pyramide von Hawara entwirft. In leichtem europäischem Reiseanzug — so erzählt der Reisende — mit dem rothen Tarbusch auf dem Haupte, bestieg ich mit Hilfe eines Stuhles mein Grauthier, ich selber war der reisende Frängi, während mein beduinischer Begleiter, der meinem Beispiele gefolgt war, um den Eselsrücken zu erklimmen, den Anblick eines weisen Mannes darbot, der sich für einen Winterfeldzug in Sibiriens Eiszonen vorbereitet hatte. Ueber sein langes, weißwollenes Untergewand hatte er einen schwarzen, dicken Barnus gezogen und seinen Turban mit so dicht verschlungenen Tüchern umhüllt, daß sein graubärtiges Gesicht mit den zwickernden Augen nur noch aus einer kleinen Ecke hervorlugte.

Seine Füße hatte er in wollene Strümpfe gesteckt und nach der Egypter Weise beim Reiten die Beine lang nach vornhin ausgestreckt, wobei die Pantoffeln aus schwefelgelbem Ziegenleder sich gar zierlich auf der äußersten Spitze der Zehen hin und her wiegten. Still und wortlos, wie es Beduinen nun einmal sind, ritt mein treuer Begleiter an meiner Seite, und fügte es des Weges Enge, daß er um einige Esellängen den Vorsprung gewann, so konnte ich mich niemals eines lauten Lachens erwehren. In seiner dichten Umhüllung, in welcher er auf seinem Grauthiere hockte, machte er mir vollkommen den Eindruck einer alten vorsorglichen Tante im hellen Kleide mit schwarzem Mantelüberwurf, den Kopf in Tücher eingehüllt. In spaßhaftem Uebermuth nannte ich ihn von da an mit unserem deutschen Worte Tante.

Anfangs schwieg er dazu still, dann wurde seine Neugierde rege und er erlaubte sich die Frage: „Warum ruft mich mein Herr Tante? Ich bin doch ein Sohn Adams und habe mit der Stadt Tanta nichts zu schaffen.“ Man muß dazu wissen, daß in Unteregypten eine durch ihren großen Jahrmarkt bekannte, ja berüchtigte Stadt dieses Namens gelegen ist. „Beruhige Dich, lieber Freund,“ erwiderte ich ihm, „die Tante bedeutet in deutscher Zunge eine ältere, gesetzte Person, die man lieb hat, ganz so, wie ich Dich, und der man die höchste Achtung und volles Vertrauen zollt.“

„Wie es Gott gefällt,“ versetzte er, „so nenne mich meinetwegen Tanta. Gott, der Erhabene, weiß es am besten, was Dein Herz dabei denkt.“

— **Unfreiwillige Sonntagsruhe** hat ein Hamburger Kaufmann über sich ergehen lassen müssen. Am letzten Sonntag war's; bis 12 Uhr Mittags hatte man gearbeitet. Dann schlossen die jungen Leute das Contor, ohne daran zu denken, daß ihr Prinzipal noch fleißiger sein könne, als sie selbst. Der Chef arbeitete aber in seinem Privatzimmer so fleißig, daß er erst nach Stunden entdeckte, er sei ein Gefangener. Klopfen und Rütteln an den Thüren half nichts; ringsum herrschte Todtenstille, denn alle benachbarten Contore waren geschlossen. Endlich kam ihm ein rettender Gedanke. Er telephonirte an die Feuerwehr; die nützliche Anstalt folgte seinem Rufe und befreite ihn durch abgesandte Mannschaften und deren Hauptschlüssel aus der mißlichen Lage.